

Quarz, Feldspat, Glimmer: Bedingungen glückenden Lebens.

Festvortrag 150 Jahre Dillmann Gymnasium am 18. November 2017

Von Rainer Hank

Das Dillmann Gymnasium ist 150 Jahre alt. In diesen Jahren war es für viele Menschen ein Ort, an dem sich - jedenfalls eine Weile lang - ein Gutteil ihres Lebens zutrug. Zwölf Direktoren amtierten hier, Hunderte von Lehrern, Tausende von Schülern gab es, die alle von sich sagen konnten und können, sie seien auf derselben Schule gewesen und damit eine Gemeinsamkeit behaupten, selbst wenn sie sich während der Schulzeit nie begegnet sind.

Aber haben all diese Schüler wirklich dieselbe Schule besucht?¹ Ich bin nicht sicher. Ich habe das Dillmann Gymnasium von 1964 bis zum Abitur 1972 besucht. Ich weiß nicht, was sich heutige Schüler denken beim folgenden Eintrag in der Schulchronik ihrer Schule aus dem Jahr 1969. Damals muss ich irgendwo in der Mittelstufe gesteckt haben: „1969: Koedukation am Dillmann-Gymnasium; Demokratisierung an Schulen. Der Schulsprecher und sein Stellvertreter nehmen mit Stimmrecht an Lehrerratssitzungen teil; Schüler ab 16 dürfen im Schulhof rauchen; Einführung der Selbstentschuldigung in den obersten beiden Klassen. Einführung der ‚schriftlichen Rüge‘ statt des ‚Eintrags im Klassenbuch‘“.

Man könnte über jedes dieser sechs Stichworte allein einen kleinen Vortrag halten. Es spiegeln sich darin objektive Zeitumbrüche, gepaart mit einer Expressivität der Selbstüberschätzung: Nur mit Mühe etwa vermag man sich heute vorstellen, worin der Unterschied zwischen der „schriftlichen Rüge“ und dem „Eintrag im Klassenbuch“ besteht. Ich bin sicher, dass wir damals monatelang in den SMV-Sitzungen darüber diskutiert haben. Offenbar war von der schriftlichen Rüge eine weniger belastende Nachwirkung zu befürchten als vom „Eintrag“, weswegen man die „schriftliche Rüge“ wohl als Zeichen einer Liberalisierung interpretieren muss. Aber versteht das heute noch einer? Versteht noch jemand, welche Konflikte und Auseinandersetzungen da gefochten wurden? Härter noch: Muss das noch jemand interessieren? Wir dachten ja, wir lebten in einer Zeit der Emanzipation, zu der auch das Recht auf Rauchen im Schulhof gehörte. Undenkbar heute. Heute ist man stolz darauf, eine „rauchfreie Schule“ zu sein. Während das Rauchen 1969 als Inbegriff individueller Freiheit galt, gilt es heute als Symbol der Freiheitsbeschränkung durch andere.

Und Koedukation? Ja, es war wirklich so. Bis 1969 war das Dillmann eine reine Bubenschule. Dann wurde es aber auch nicht auf einen Schlag gemischt. Bei uns kam 1969 - oder war es 1970? – erst

¹ Die Eingangsfrage verdanke ich dem Verfassungsrechtler Dieter Grimm und seiner Rede zum 125-jährigen Jubiläum des Wilhelmshgymnasiums Kassel.

Anke. Dann ging Anke. Und Karin kam. Karin blieb bis zum Abitur. Circa 27 Jungen und ein Mädchen. Wollte man also mehr Mädchen kennenlernen, musste man sich andernorts umsehen, warten bis zur Tanzstunde oder auf den Kleinen Schlossplatz gehen. Der Kleine Schlossplatz, dieses Kleinod der brutalistischen Großstadtarchitektur, sozusagen eine Stuttgarter Prachtscheußlichkeit, kennen heute zum Glück nur noch die Älteren. Über die Mädchen auf dem Kleinen Schlossplatz schreibt die Stuttgarter Schriftstellerin Sybille Lewitscharoff, eine Altersgenossen von mir: „Wir träumten vom Ausrücken nach Afghanistan, vom großen Auftritt in Andy Warhols Factory, einer Nachtfahrt mit Jim Morrison und sehr allgemein von der Revolution.“ Leider haben sie ganz offensichtlich nicht von Schülern des Dillmann-Gymnasiums geträumt. Und abermals bin ich nicht ganz sicher, ob sich heutige Schüler vorstellen können, was um alles in der Welt ein Stuttgarter Mädchen um 1970 reizte, ausgerechnet nach Afghanistan auszurücken. Es kam dann übrigens auch für Sybille Lewitscharoff anders: „Die schwäbischen Töchter bewahrten meistens Vernunft und machten erst brav ihr Abitur.“ Wir am Dillmann natürlich auch, die Revolution musste noch ein bisschen warten.

Ich habe mit der Fremdheit der gemeinsamen Geschichte begonnen. Jeder hat sein eigenes Dillmann in jeder Zeit dieser 150 Jahre. Ich bin noch nicht einmal sicher, dass jeder Lehrer und jeder meiner Mitschüler zu meiner Zeit viel von dem teilen würde oder könnte, was mein Dillmann für mich war. Aber eines könnte eine Gemeinsamkeit sein: Eine Schule kann, wenn sie eine gute Schule ist, die Voraussetzungen für ein gelingendes Leben bereiten.

Was sind Bedingungen gelingenden Lebens? Das ist mein Thema. Und ich will mich auf einen Sie womöglich überraschenden, aus meiner Sicht aber alles entscheidenden Aspekt konzentrieren: Maßgebliche Bedingung gelingenden Lebens scheint mir die Fähigkeit zu sein, auf Distanz gehen zu können. Und zwar auf Distanz zu allen Widerfahrnissen des Lebens. Das ist das eine. Mindestens so wichtig ist Fähigkeit, Distanz einnehmen zu können zu mir selbst. Das ist eine Fähigkeit, die man auch Reflexion nennen könnte, genauer gesagt „Selbstreflexion“. Andere würden mit gleichem Recht von der Gabe der Ironie oder Selbstironie sprechen. Ironie ist nicht einfach nur etwas Lustiges, wie man häufig meint. Ironie ist die Fähigkeit, einen oder zwei Schritt zurück zu treten und die Sache neu zu betrachten. Selbstironie ist die Fähigkeit sich selbst im Spiegel zu sehen, sich in der Distanz zu verdoppeln getreu dem Aphorismus von Christian Morgenstern: „Wer sich nicht selbst verspotten kann, der ist fürwahr kein ernster Mann.“ Ich glaube, beide Formen der Distanzierung-Kompetenz sind eine Grundvoraussetzung für ein gelingendes Leben. Es geht hier also nicht um Nebensächlichkeiten.

Ich behaupte hier also, dass das Ermöglichen dieser Fähigkeit der Distanzierung das Allerwichtigste im Leben ist. Ich bin der Überzeugung, dass es in der Schule darauf ankommt, vor allem anderen, was auch irgendwie wichtig ist: also zum Beispiel fit gemacht zu werden für die Herausforderungen der Digitalisierung, kundig zu werden in den Kulturtechniken des Abendlandes (argumentieren, tanzen, ein paar Sprachen können) und noch vieles mehr. Weil ich aber die Fähigkeit zur Distanz das Allerwichtigste finde, habe ich mich entschieden anlässlich des Dillmann-Jubiläums nicht über Bildungspolitik oder Bildungsökonomie zu sprechen, was auf den ersten Blick natürlich viel näher gelegen hätte. Oder anders gesagt: Ich halte die Einübung und Befähigung zu Distanz und Selbstdistanz für einen elementaren Bildungsauftrag eines Gymnasiums.

Ich will den Mund nicht zu voll nehmen: Man muss ehrlicherweise zugeben, dass es, abgesehen von ein paar Götterlieblichen, in einem normalen Leben ganz schön viel Aufwand bedarf, um ein halbwegs geglücktes Leben führen zu können und dass es auf der anderen Seite auch ganz schön leicht sein kann, sein Glück und seine Bestimmung zu verfehlen. Dass die Schule, so oder so, einen beträchtlichen Beitrag zu Gelingen oder Misslingen im späteren Leben leistet, ergibt sich allein schon durch unser asymmetrisches Zeiterleben. Wie unendlich lang kommen uns die 13 (oder heute zwölf) Jahre der Schulzeit vor, wie dicht und voller wichtiger Erlebnisse, verglichen mit den in späteren Zeiten unmittelbar vergangenen letzten neun Lebensjahren eines, sagen wir in meinem Fall, vierundsechzigjährigen Mannes. Womit das zu tun hat, dass die Lebenszeit nicht im chronologischen Gleichschritt voran geht, ist leicht zu sehen: Die Schulzeit fällt zusammen mit einer Phase wichtiger persönlicher physiologischer und psychologischer Veränderungen, von der Kindheit über die Pubertät bis zur frühen Adoleszenz und zum Erwachsenwerden, verbunden mit einer Zeit wichtiger Orientierungen, des Experimentierens mit dem Leben: Zwischen Zögern und Entscheiden und allemal im Status des Entwurfs und Ausmalen dessen, was später kommen wird. Vieles ist neu, vieles ist das erste Mal, alles ist intensiv. Ein solcher „Schwebezustand des Wartens“ hat es dermaßen in sich, dass wir ihn, weil ihm jegliche Routine fehlt, so durchleben als wäre er ein halbes Leben, als hätten wir mit dem Abitur schon das Größte hinter uns, was ja auch gar nicht ganz falsch ist, wenn wir auf das schauen, was wir innerlich an Erfahrungen hinter uns gebracht haben, mit Freude, Trauer, Schmerzen, Verletzungen, Enttäuschungen. So kann es also, schon rein entwicklungspsychologisch und zeit-metaphysisch, gar nicht anders sein, als dass wir es mit der entscheidenden Phase des Lebens zu tun haben, in der die Bedingungen des späteren glückenden Lebens grundgelegt werden - oder eben jene des möglichen Scheiterns.

Nebenbei bemerkt: Dass wir uns Rechenschaft darüber geben, und zwar nicht erst am Ende, ob das Leben glücken könnte, und was dafür zählt, ist alles andere als selbstverständlich. Viele Menschen

leben in den Tag hinein und einfach drauf los und bevor sie sich versehen, ist alles schon wieder vorbei. Der Gegensatz zum glückenden Leben ist also erst einmal gar nicht das gescheiterte Leben, sondern ein Leben, das, aus welchen Gründen auch immer, die Frage nach den Bedingungen des glückenden Lebens gar nicht stellt. Schon um diese Fragen stellen zu können, bedarf es irgendwie einer Distanz von all der Vielfalt in der Abfolge der Erfahrungen, von der Schulzeit, der ersten Liebe, dem Streit mit und dem sich absetzen von den Eltern, der Wahl des Studiums und so fort - und es bedarf der Einsicht, dass all das Vielfältige des Erlebens seine Einheit nur von meinem Ich her hat, welches in allen unterschiedlichen Erfahrungen identisch präsent ist. Man könnte es auch etwas einfacher sagen: es geht darum, *sich selbst zu spüren*, wobei beides gemeint ist: dass da etwas ist, was ich spüre - Freude, Lust, Traurigkeit, Frust, Bitternis usw. - und dass immer, in all diesen unterschiedlichen Gemütszuständen, ein und dasselbe ICH da ist, das all diese Zustände hat oder erlebt, so unterschiedlich sie auch sein mögen. Woher sonst sollte ich wissen, dass ich bin und wer ich bin.²

Was hat das alles nun mit der Schule zu tun, speziell mit dem Dillmann Gymnasium? Ich will nicht behaupten, dass sich die Erfahrung sich bildenden Selbstbewusstseins als Bedingung meiner Identität nur in den neun Jahren des Gymnasiums ereignen muss. Es fängt viel früher an, etwa, wenn das Kind sich im Spiegel als ein anders wahrnimmt und auf aufregender Weise gerade in der Spaltung zu sich selbst findet. Und es hört natürlich ein ganzes Leben lang nicht auf. Aber ich glaube schon, dass die Zeit zwischen dem zehnten und siebzehnten Lebensjahr besonders entscheidend ist, gerade weil sich in dieser Zeit Erfahrungen wiederholen, in denen ich mir besonders neu und auch fremd bin und ich mich darin als ich selbst erst wieder einholen muss – denken Sie an Sybille Lewitscharoff und den Kleinen Schlossplatz. Und ich glaube, dass das Kennenlernen von und die Auseinandersetzung mit Erfahrungen aus der Geschichte, der Kunst, der Musik oder der Literatur im jeweiligen Unterricht des Faches wesentlich die Funktion haben, dabei Hilfe zu leisten.

Aber ich hatte ja gesagt, dass Distanz zu mir selbst und Distanz zur Welt zwei Seiten einer Medaille sind. Deshalb muss, nach den wenigen Ausführungen zum Selbstbewusstsein, jetzt unbedingt über die Bestimmung des Weltverhältnisses gesprochen werden. Um dies plausibel zu machen will ich Sie mitnehmen in meinen Erdkundeunterricht der ersten Dillmann-Klasse bei Frau Fetzer, bei der wir damals Bio und Erdkunde hatten, die später dann bis zum Abitur unsere Klassenlehrerin war. Erdkunde in der ersten (resp. Fünften Klasse) war damals noch eine Art Heimatkunde. Man fing mit

² Schöne Analysen zum Gedanken des „sich spüren“ im Kontext der Subjektphilosophie des deutschen Idealismus finden sich in einem großen Interview mit dem greisen Philosophen Dieter Henrich: „Subjektivität und Metaphysik“ Dieter Henrich interviewt von Andrea Marleen Esser und Hans-Peter Krüger. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie Band 65, Heft 2, 2017, S. 302-336.

dem räumlich Naheliegenden an und das war der Schwarzwald. Aber daraus wurde dann doch zugleich das zeitlich am weitesten Entfernte: Nämlich die Geologie. Und so lernten wir damals jenen kleinen Spruch, der mir schlagartig in den Sinn kam, als ich darüber nachdachte, worüber ich heute hier sprechen könnte: „Quarz, Feldspat, Glimmer: Die drei vergess’ ich nimmer.“ So jedenfalls habe ich es in Erinnerung. Korrekt heißt es wohl ein wenig anders: „Feldspat, Quarz und Glimmer. Die drei vergess’ ich nimmer.“ Diesen Zweizeiler haben wir damals bei Frau Fetzer lernen müssen und es ist, jedenfalls für mich, so gekommen, wie es im Spruch behauptet wird, unabhängig davon, ob ich es wollte oder nicht. Ich habe sicher vieles aus der Schulzeit vergessen, aber nicht diesen Spruch. Woran das liegt, dazu habe ich mich in der Vorbereitung dieser kleinen Rede bei den Forschern eines Max Planck Instituts für „Empirische Ästhetik“ erkundigt, so etwas gibt es wirklich und zwar gleich bei mir um die Ecke in Frankfurt. Die Max Planck Forscher können einem hirnpfysiologisch zeigen, was man schon intuitiv ahnt: Reim („nimmer“ reimt auf „Glimmer“) und Rhythmus, also jede Art von strukturierter Selbstähnlichkeit der Sprache, erleichtern die Memorierbarkeit, weil der Inhalt in seiner klanglichen Form quasi aufgehoben oder eingeschrieben scheint, selbst wenn in meinem Zweizeiler der Rhythmus erstaunlich holpert. Als Gedicht taugt er also weniger, aber es hat eben zu dem gereicht, was auch sein Ziel war: Haften zu lassen, dass es da eine Dreieinigkeit gibt von Quarz, Feldspat und Glimmer, Dingen, worunter ich mir bis heute nicht das Geringste vorstellen kann.

Frau Fetzer (und nicht dem Reim) ist es dabei zu danken, dass wenigstens auch noch haften geblieben ist, warum ich die drei nicht vergessen sollte: Weil aus ihnen der Granit zusammengesetzt ist, jenes Gestein, aus dem zum Beispiel der Südschwarzwald besteht. Dass man mit dem Granit den Unterricht beginnen sollte, ist tatsächlich so unspektakulär nicht, wie es klingt, sondern Idee jenes „Realgymnasiums“, für welches der Gründer Christian Heinrich Dillmann steht, den man in so einem Festvortrag ja auch unbedingt einmal erwähnten sollte. Der nämlich brachte das Kunstwerk fertig, Ideen- und Geistesgeschichte mit Realgeschichte („Quarz, Feldspat, Glimmer“) und Mathematik zu versöhnen: eben ein „lateinisches Gymnasium mit höherer Mathematik“ zu gründen. Dillmann, der auch selbst mit Schriften zur Geologie hervorgetreten ist, war - so lesen wir in der Allgemeinen Deutschen Biographie - „durchdrungen von dem Gedanken der Immanenz Gottes in der Natur und überzeugt, dass auch die christliche Lehre fortschreiten müsse und insbesondere sich von ihrer geozentrischen Anschauungsform freimachen müsse, um mit der neueren Naturwissenschaft Schritt zu halten.“ Das ist pures 19. Jahrhundert, industrielle Revolution und das Gespür dafür, dass das Realgymnasium, am besten mit anschließendem Studium an einer der neuen THs, die notwendige Voraussetzung dafür ist, das theoretische Wissen der Neuzeit in nützliches Wissen zu verwandeln, damit der Kapitalismus seine Wohltaten zum Wohlstand schaffenden Segen für breite Bevölkerungsschichten entfalten kann. Es ist aber auch insofern pures 19. Jahrhundert, als wir dort

nicht nur die ungestüme Fortschrittsgeschichte des Kapitalismus sehen, sondern auch die zur Erfahrung geronnene große Kränkung, wonach der Mensch wird damit leben müssen, nicht Krone und Ziel der Schöpfung zu sein: Eben jener Abschied vom geozentrischen Weltbild, wovon Dillmann spricht, der ineins fällt mit dem Abschied vom anthropozentrischen Weltbild. Drei Kränkungen für den naiven Narzissmus des neuzeitlichen Subjekts Sigmund Freud 1917 bilanziert: Da ist, erstens, die kopernikanische Kränkung. Die hat dem Menschen die Überzeugung genommen, zusammen mit der Erde im Mittelpunkt des Universums zu sein. Da ist zweitens, Darwin, der demonstrierte, dass dieser Mensch eben keine göttliche Spezial-Schöpfung ist. Und die dritte Kränkung, die psychologische führte Freud selbst dem Menschen vor Augen, die Einsicht nämlich, dass das Ich nicht Herr im eigenen Haus ist, sondern geknechtet und verführt von seinen Trieben, dem Es - und es erst mühsam wieder darum ringen muss, dass, wo ES war, ICH werden könne.

Eine vierte Kränkung der neuzeitlichen Subjektivität hätte Freud hinzufügen müssen, die zeitliche Marginalisierung des Menschen, eine fundamentale Erschütterung des Bewusstseins, die in der Entdeckung der Geologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschlossen liegt, dem sogenannten heroischen Zeitalter der Geologie. Das ist überraschender Weise eine ganz und gar modernen Erfahrung, die Schulgründer Dillmann vertraut und wichtig war. Denn bis dahin, also bis in das frühe 19. Jahrhundert, war man der Meinung, dass Menschheitszeit und Weltzeit mehr oder weniger deckungsgleich seien. Man hatte sich auf die Bibel verlassen und war auf circa 6000 Jahre gekommen, was ja auch schon viel ist. In Wirklichkeit aber sind die Menschen nur ein ferner Punkt am Ende der Weltzeit nach 4,55 Milliarden von Jahren, wie man heute weiß. Und der Granit braucht zu seiner Entstehung 10 bis 15 Millionen Jahre. Wer das Ziffernblatt einer Uhr vor sich hat, für den beginnt die Geschichte der Menschheit also erst kurz vor zwölf. Es ist der „dunkle Abgrund“ einer unermesslichen Zeit, den die Geologie nach und nach erst entdeckte. Und es war, wie kann es in Deutschland anders sein, Goethe, der wie kein anderer von Quarz, Feldspat und Glimmer fasziniert war, jener „geheimnisvollen Dreieinigkeit“, die wir zu lesen lernen müssen: Denn im Granit haben wir, folgen wir dem pantheistisch denkenden Goethe und der Agnostikerin Helga Fetzer, eine der ältesten Gesteinsarten der Erde vor uns, die uns daran erinnert, was alles schon wie lange war, als wir noch lange nicht waren. Quarz, Feldspat, Glimmer sind „vor allem Leben und über allem Leben“. Dieser „Urfelsboden“ ist für Goethe „das älteste, würdigste Denkmal der Zeit“, das die „leise sprechende Natur“ dem Menschen zu bieten hat: „sie scheinen nicht zusammengesetzt oder aneinander gebracht, sondern zugleich mit ihrem Ganzen, das sie ausmachen, entstanden.“³

³ Die beiden einschlägigen Texte von Goethe finden sich überschrieben mit „Granit I (Granit, Gebirgsbau und Epochen der Gesteinsbildung 1784/1785“) und „Granit II“ in seinen Schriften zur Geologie und Mineralogie. Wesentliche Hinweis dazu verdanke ich dem Tübinger Germanisten Georg Braungart.

Worauf es mir ankommt: Die Geologie ist die dunkle Schwester der Anthropologie, welche eine „Zeitbombe für den Anthropozentrismus der Spätaufklärung und die Subjektphilosophie des deutschen Idealismus“ (Georg Braungart) darstellt. Die Geologie, die den Menschen so klein machen kann, attackiert und relativiert also genau jene Erfahrungen, die ich anfangs hier als „mich spüren lernen“ eingeführt habe, die den Menschen so groß überaus macht, weil außerhalb seines ICHs nichts Bestand hat. Die beiden Erfahrungen könnten nicht weiter voneinander entfernt liegen. Die Geologie ist die radikalste Relativierung des Menschen, die man sich vorstellen kann. Diese Erfahrung ist nur gesund; sie muss zwangsläufig zu einer Haltung der Bescheidenheit führen, wenn es etwas um die Einstellung zu Umwelt oder Klimawandel geht. Sie führt, radikaler noch, zur Relativierung vom Anthropozän, der Ära des Menschen. Das im „mich spüren“ erlangte Selbstbewusstsein hingegen ist stolzeste Selbstermächtigung, die man sich vorstellen kann, weiß sie doch, dass die ganze Welterfahrung nur und ausschließlich dem einheitsstiftenden Ich seine Existenz verdankt, weil die ganze schöne Welt nicht existieren würde, würde sich nicht durch mich gesehen und erkannt.

Beide Male aber, bei Geologie und Ichphilosophie, geht es um eine Haltung der Distanz: Ohne das Gewährwerden des einheitsstiftenden Ich, das alle meine Vorstellungen muss begleiten können und mir meine unverwechselbare Identität verleiht, blieben wir blind Getriebene, vom Schicksal durch das Leben gejagt: Abi, Examen, Familie, Karriere, Kinder, Geld, am Ende ohne Antwort auf die Frage, warum. Ohne die produktive Kränkung jener dunklen Seite der Geologie, die das alles entscheidende Ich zum kleinen Teil einer Träne im Ozean schrumpeln lässt, blieben wir befangen und geblendet von unserer Selbstüberschätzung, die blind wäre für die relative Stellung des Menschen im Kosmos. Goethe hat das alles gesehen. Und er hat auch den Widerspruch darin gesehen: „Ich fürchte den Vorwurf nicht dass es ein Geist des Widerspruchs sein müsse der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens des jüngsten mannigfaltigsten beweglichsten veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat.“

Wenn man so will, kommen hier Selbstbewusstsein und Naturerkenntnis zur Deckung: beidemale im Eröffnen einer Distanz, der befreienden Erfahrung zur Reflexion auf das eigene ganz subjektive Ich und auf die Bedingungen des Kosmos als Ganzem. Diese Distanzierungsfähigkeit wirkt, ich wiederhole mich, sowohl existenzbegründend wie auch existenzrelativierend. Daraus, so glaube ich, lässt sich ein Fundament gewinnen für das Leben, das Stabilität gibt und einem hilft, sich nicht ganz so leicht überwältigen zu lassen. Es hilft einem auch dabei, scheinbare Eindeutigkeiten aufzuweichen, ambivalent werden zu lassen und ihre Ambiguität zu erkennen: sie mehrdeutig werden zu lassen und

diese Mehrdeutigkeit aushalten zu können. „Nichts ist wahr ohne sein Gegenteil“, sagt Martin Walser gerne.

Aus meiner Sicht sind das zentrale Voraussetzungen gelingenden Lebens: Eine Fähigkeit zur Distanz und ein Gespür für Ambivalenzen zu bekommen. Es macht stark, ohne Schwäche verdrängen zu müssen. Und am Ende nach 150 Jahren Dillmann Gymnasium und 45 Jahre nach meinem Abitur resultiert daraus fast ganz von alleine eine Haltung der Dankbarkeit.

Wir Zehnjährigen haben das damals natürlich nicht gesehen, als wir bei Frau Fetzer den Südschwarzwald gelernt haben. Das ist aber auch gar nicht nötig. Der Reimspruch vom Quarz, Feldspat und Glimmer sorgt dafür, dass wir es behalten haben und deutend, wann wir wollen, darauf zurückkommen können. Jeder auf seine Weise. Christian Heinrich Dillmann scheint genau das beabsichtigt zu haben: Er wollte eben gerade nicht den Humanismus des Lateingymnasium, also den Idealismus, durch die Realien und die Naturwissenschaft ablösen. Er war kein naiver Fortschrittsheini. Er wusste, das „science“ und „humanities“ zusammen gehören. Aus einer solchen Haltung heraus kann es im Dillmann Gymnasium auch 150 Jahre später die Chance geben, Bedingungen glückenden Lebens zu bereiten. Was will man mehr?